

Der Betonklotz-Graben

MUSIK Das Schweizer Popestablishment feiert sich am Freitag an den Swiss Music Awards selbst. Künstlerinnen und Künstler abseits des Mainstreams gehen dabei fast vergessen.

Nun klatschen sie alle gegen die No-Billag-Initiative: Büne Huber, Sophie Hunger, Sandee oder das freigeistige Duo Eclecta – allesamt schön gefilmt in kurzen Clips. So, als gäbe es keine Kluft, kein Unten und Oben im Schweizer Pop.

Doch der Abstimmungskampf, der die Schweizer Popmusiker vereint, ist der Ausnahmezustand. Einer, der eher schlecht als recht davon ablenken kann, dass alles weit komplizierter ist. Zumal dann, wenn fast zeitgleich mit der Veröffentlichung dieser Klatsch-Clips die Nominierungen der Swiss Music Awards (SMA) bekannt gegeben werden. Und die dann eben aufzeigen, dass es sehr wohl Gräben gibt – und eine Distanz zwischen den potenziellen Chartstürmern und einem fragmentierten Indiebereich liegt, die kaum zu überwinden ist.

Strang der Heimwehsänger

Es ist natürlich wohlfeil, sich darüber zu enervieren, dass die SMA-Nominierungen so ausgefallen sind, wie sie nun mal ausgefallen sind. Denn seit die Betonklotz-Trophäen vor elf Jahren zum ersten Mal vergeben wurden, gelten sie als Preise der Majorlabels, des hiesigen Popestablishments. Und sind weniger der Kunst als dem Kommerz verpflichtet, weil die Nominierungen zum grössten Teil von den Verkaufszahlen abhängig sind.

Immerhin: Man kann an ihnen ablesen, wie der Mainstream klingt. Dieser wird derzeit nun mal vom Strang der Heimwehsänger dominiert. Um Gölä etwa, der gleich zweimal nominiert ist. Um Trauffer, der an der Show auftreten wird und in seinem Song «Geissepeter» von einem Heidi singt, das selbst für den stinkenden Ziegenhirten ihre Zöpfli schüttelt und ihr Röckli lüpfte. Ganz so, als gäbe es keine virulente #MeToo-Debatte. Auch die familienfreundlichen Sonnenscheinrapentwürfe von Lo & Leduc oder Nemo sind nominiert – beide produziert vom Zürcher Dodo, weshalb auch schon das Wort von der «Dodoisierung des Schweizer Pop» seine Runden dreht. Aber auch alte Maschinen, die laufen und laufen, beispielsweise Züri West, deren letztjähriges «Love» das meistverkaufte Album einer Schweizer Band war. Frauen? Sind abseits der Katego-

Wenn die
Mainstream-Warte
verlassen wird,
dann ist die
Schweizer
Popmusik im Fluss.

rie Best Female Solo Act und den Preisen für den Best Act Roman die und Best International Act nicht vertreten. Immerhin tritt die Thunerin Veronica Fusaro (20) live auf – nachdem im vergangenen Jahr keine einzige Frau auf der Bühne des Zürcher Hallenstadions singen durfte.

Rosaroter Käfig

Nun sind wir glücklicherweise im Jahr 2018, in dem ein solch kras- ses Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern nicht mehr unbemerkt bleibt. Selbst von den Organisatoren nicht, die unter dem Titel «Hat die Schweizer



Veronica Fusaro: Die Thunerin ist die einzige Frau auf der Bühne der Swiss Music Awards.

Foto: PD



Milena Patagônia: Bastelt in ihrer Nische aufregende Mundart-R-'n'-B-Songs.

Foto: Marco Raho (PD)

Popmusik ein Frauenproblem?» heute einen Diskussionsabend veranstalten, der unter einem schlechten Stern steht, seit SMA-Chef Oliver Rosa der «Annabelle» sagte: «Es wäre wünschenswert, dass wir mehr Frauen auf der Bühne haben, die Frage ist aber: Ist denn das auch gewünscht von Schweizer Musikerinnen?»

Die Antworten von den Künstlerinnen waren rasch da: Evelinn Trouble bezeichnete Rosas Aussage als «absolute Frechheit», es wurde von einem «rosaroten Käfig» gesprochen, in den die Frauen mit diesem Nebenevent gesteckt werden, und auch: Ob das

Wort «Frauenproblem» nicht schon selber ein Problem sei – und man nicht besser von einem Gleichstellungsproblem reden müsste. So, wie das die Vertreterinnen des Vereins Helvetiarockt machen, indem sie Veranstaltern konstant auf die Finger klopfen, für mehr Künstlerinnen an Festivals lobbyieren und mit Workshops junge Frauen animieren, das Zepter selber in die Hand zu nehmen. Nicht nur auf den Bühnen, sondern auch im Hintergrund: Bei Labels, in den Clubs, in den Studios, damit die Männerdominanz in der Musikindustrie durchbrochen wird. Oder zumin-

dest kleiner wird. Denn es ist ja nicht so, dass es keine Entscheidungsträger mehr gibt, die entscheiden, was gehört wird. Klar, ist es dank der Digitalisierung viel billiger geworden, Musik zu produzieren. Doch damit die Songs dann auch wirklich wahrgenommen werden und es bis auf die offiziellen Playlists von Streaminggiganten wie Spotify schaffen, braucht es die Gunst von wenigen Gatekeepern und viel Glück.

So geht es heute im Ringen um Sichtbarkeit auch darum, neue, analoge Netzwerke zu entwickeln. So, wie es etwa das Luzerner Kollektiv Red Brick Chapel

macht, das als Label und Freundeskreis funktioniert und für einen frohen popmusikalischen Abenteuergeist steht. Oder Festivals wie das derzeit stattfindende One of a Million in Baden, wo Schweizer Bands selbstverständlich neben internationalen Acts programmiert werden – und befreundete Veranstalter aus dem ganzen Land als DJs auftreten. Oder all die Labels aus allen Genres – von Rap über Electronica bis zu Garagenrock – die in bewundernswürdiger Konstanz immer neue Musik veröffentlichen.

Virtuose Spiegelung

Wenn die Mainstream-Warte also verlassen wird, dann ist die Schweizer Popmusik im Fluss. «Frauenprobleme»? Gibt es hier nicht. Vielmehr sind abseits der grossen Bühnen Künstlerinnen zu vernehmen, die die Popmusik weiterbringen: beispielsweise Milena Patagônia mit ihrem Mundart-R-'n'-B-Songs, Melissa Kassab mit ihrem verwunschenen Folk oder freie Rockbands wie Zayk. Und viele mehr. Klar: Diese Musikerinnen spielen in Nischen, doch war Schweizer Musik nicht immer dann aufsehenerregend und gar exportfähig, wenn auf Konventionen und auf Swissness gepiffen wurde oder dieser Heimwehzustand zumindest virtuos gespiegelt in der Musik auftaucht? Es sind Bands wie Kleenex, wie Yello, Celtic Frost, deren Bassist Martin Stricker von den SMA posthum mit einem Tribute Award geehrt wird. Oder wie der ebenfalls nominierte Basler Metal-Gospel-Bastard Zeal & Ardor, der im Sommer an den grossen europäischen Festivals auftreten wird.

Genau diese Beispiele sollten auch Musiker im Untergrund weiter anspornen, an ihren Nischen zu bauen, um so die Popoberschicht des Landes konstant herauszufordern. Oder gar selber in diese vorzurücken, wie dies im letzten Jahr die brillanten Majorlabeldebüts von Stereo Luchs oder Jeans for Jesus bewiesen. Gleichzeitig ist es höchste Zeit, dass es für einen Anlass wie die SMA mit seinem repräsentativen Charakter zur Selbstverständlichkeit wird, auch kleineren Acts eine Plattform zu bieten. Schliesslich sitzen in der kleinen Schweiz eben doch alle Popmusiker im selben Boot.

Benedikt Sartorius

SMA: Fr, 9. Februar, 20 Uhr, Hallenstadion, Zürich. Live auf SRF 2.

Im quietschbunten Niemandsland

KINO Diese Kinder haben Disneyworld vor der Tür, müssen sich aber alleine zu helfen wissen. Ein launiger Film mit Willem Dafoe erzählt vom Leben in Billigmotels.

Sie sind jung, wild und zünden auch mal ein leer stehendes Haus an. Ob absichtlich oder aus fehlgeleitetem Spieltrieb, ist schwer zu sagen. Moonee, Scooty und Jancey sind jedoch keine hormonell übersteuerten Jugendlichen, sondern sechsjährige Kinder, die mit ihren alleinerziehenden Müttern in Billigmotels in Florida hausen. Diese bunten Bleiben beherbergten einst Touristen des benachbarten Disneyworld-Themenparks; inzwischen sind sie zu Durchgangsstationen für Minderbemittelte verkommen, die darum kämpfen, ihr tägliches Übernachtungsgeld zusammenzukratzen. «Seit zwanzig Jahren

beobachten wir in den USA ein Verschwinden der Mittelklasse», sagt Regisseur Sean Baker, «und jede staatliche Budgetreduktion verschärft diese Situation noch.» Baker, der seinen letzten Film «Tangerine» (2015) komplett auf dem iPhone drehte, hat für «The Florida Project» dokumentarisches mit fiktionalem Material kombiniert. Das violette Magic Castle Motel mit seinen Bewohnern gibt es tatsächlich, die Hauptdarstellerinnen Brooklyn Prince (Moonee) und Bria Vinaite (deren Mutter Halley) sind Laien. Einziger der brummbärgige Hotelmanager Bobby wird von einem Profi verkörpert – Willem Dafoe.

«Ursprünglich wollten wir die Figur der Halley ebenfalls mit einer Hollywoodschauspielerin besetzen», sagt Baker. «Aber dann bekam ich lauter Absagen.» Auf Instagram sei er schliesslich

«Das hier ist so viel besser als Fernsehen.»

Ein Anwohner vor einem brennenden Haus im Film «The Florida Project»



Brummbärgig: Hotelmanager Bobby (Willem Dafoe).

Foto: Filmcoopi (Outnow.ch)

auf die stark tätowierte 22-jährige Bria Vinaite gestossen. «Sie war lustig, voller Energie und authentisch – genau das, was ich brauchte.»

Diese Grundstimmung überträgt sich auf den Film: «The Florida Project» ist kein latenter Problemfall wie die Hotelbewohner, es sind launige, episodisch erzählte Geschichten mit Figuren, die sich immer mal wieder in die Haare geraten. Das hat insofern Klasse, als der Film aus Sicht der Kinder erzählt ist, die nicht ahnen, wie schlimm es um sie steht – ganz ähnlich wie in Regisseur Bakers grossem Vorbild «The Little Rascals» (1922–1942), einer der erfolgreichsten Serien.

Die grösste Herausforderung war die Arbeit mit den Kindern. «Ich hatte diesen Aspekt komplett unterschätzt», sagt Baker. «Sechsjährige sind nach ein bis zwei Takes erschöpft, das musste

ich auf die harte Tour lernen. Kommt hinzu, dass wir uns Gewerkschaftsregeln beugen mussten: Nach sechs Stunden Arbeit ist Schluss, um Mitternacht wird die Kamera abgestellt, ganz gleich, wie wichtig die Szene ist.»

Trotzdem ist es Baker gelungen, einen filmischen Abenteuer-spielplatz zu schaffen – mit Szenen, die man nicht mehr vergisst. Zum Beispiel, als Moonee und Co. ahnungslos Touristen vor einem Glaceladen auflauern mit den Worten: «Hätten Sie etwas Kleingeld für uns? Der Arzt sagte, wir haben Asthma und müssen sofort Eiscreeem essen.» Oder als das leer stehende Haus abbrennt und ein echter Anwohner kommentiert: «Das hier ist so viel besser als Fernsehen.»

Hans Jürg Zinsli

«The Florida Project»: Der Film läuft ab morgen im Kino.